



Böhm, Kerstin: *Archaisierung und Pinkifizierung. Mythen von Weiblichkeit und Männlichkeit in der Kinder- und Jugendliteratur*. Bielefeld: transcript, 2017 (Lettre). 200 S.

Dangendorf, Sarah: *Kleine Mädchen in High Heels. Über die visuelle Sexualisierung frühadoleszenter Mädchen*. Bielefeld: transcript, 2012 (Gender Studies). 336 S.

Archaisierung und Pinkifizierung, das sind für Kerstin Böhm Schlagworte, mit denen die geschlechtergetrennte Literatur für Jungen einerseits und für Mädchen andererseits beschrieben werden kann. Während Jungen über einen Heldenmythos erreicht werden könnten, sei für Mädchen eine »emphasized femininity« über bestimmte Mythen der »schwärmerisch-romantischen, emotionalen Liebe« und damit einhergehend den Mythos der »Ästhetisierung der Demut« ausschlaggebend. Böhm behauptet, dass klare Mädchen- und Jungenbücher geschlechterübergreifende KJL auf dem Markt verdrängen (50). Dazu untersucht sie die *Wilde-Kerle*-Reihe von Joachim Massanek (15 Bände, 2002–2015) und die *Wilde-Mädchen*-Reihe von Cornelia Funke (sechs Bände, 1993–2009). Sie stellt fest, dass sich die stereotypisierende Wirkung in beiden Reihen durch den Medienwechsel in Merchandising-Produkte, Filme und Internet-Fanseiten verstärkt, also durch die Kommerzialisierung zunimmt, aber auch mit dem Mitwachsen der Reihen im Übergang von der kindlichen zur jugendlichen Leserschaft. Je mehr demnach die kindlichen oder jugendlichen LeserInnen als Fans einbezogen würden, umso mehr gehe man auf ihre geschlechtsspezifischen Interessen ein, was gleichzeitig zu einer immer stärkeren Trivialisierung der Texte führe (vgl. 159). Ausgehend von Grundlagen der Feldtheorie von Bourdieu und gendertheoretischen Fragen nach der »Performativität von Geschlecht« nach Judith Butler untersucht Kerstin Böhm (ehemals Stachowiak), wieso insbesondere der Begriff »Jungen-

bücher« in der aktuellen Kinderliteratur zu neuer Bedeutung gekommen ist. Wurden »Mädchenbücher« schon seit 1800 aus dem allgemeinen Kinder- und Jugendliteratur-Kanon ausgegrenzt, wurden klar jugenadressierte »Abenteuerbücher« des 19. Jahrhunderts als für beide Geschlechter relevant wahrgenommen – nach dem Schema »Männliches ist Menschliches«. Im Zuge des PISA-Schocks nach 2000 laufen aber die kommerziellen Ziele des Marktes und die der Leseförderung zusammen, um »Jungenbücher« als besonders geeignet für die männlichen (Nicht-)Leser zu propagieren: »[...] so lassen die derzeitigen, an der ›männlichen Natur‹ ausgerichteten Inhalte und Vermittlungsformen den Schluss zu, dass man derzeit vor der Folie der vermeintlichen ›(Lese-)Krise der Jungen‹ von einer Revitalisierung eben dieses Paradigmas der ›Geschlechtscharaktere‹ mit einer spezifischen Männlichkeitsmarkierung sprechen muss« (53). Böhm legt demnach den Akzent auf diese »Jungenliteratur«, denn hier sind die stereotypen Einschränkungen besonders sichtbar: Nicht verschiedene »Männlichkeiten«, sondern sehr stereotype Bilder von Kriegern, Sportlern, Cowboy-Helden bestimmen Jungenlesereihen. Böhm hält die feministische Kinder- und Jugendliteratur-Kritik für verkürzt, die sich zu stark auf die Mädchenbilder und Mädchenbücher gestürzt und dabei übersehen habe, dass Geschlecht als »relationaler Begriff« immer beide (bzw. mehrere) Geschlechter umfasst. In einem zweiten Kapitel wagt die Verfasserin die diffizile Frage nach der literarischen Wertung von

Kinder- und Jugendliteratur: Wieviel schwieriger ist es doch, Trivialisierung festzustellen, wenn KJL-Texte sich doch gerade durch »Einfachheit«, Komplexitätsreduzierung oder Typisierung auszeichnen. Mit Maria Lypp zeigt Böhm denn auch, dass »einfache Texte« im positiven Sinn offen für Deutungen sind, triviale Texte aber Stereotypen festigen und bipolare Figuren anbieten. Böhm sieht den »Bandenroman« als besonders geeignet, Stereotypen zu verstärken, etwa indem »Abenteuer« in Mädchen- und Jungenbanden völlig verschieden dargestellt werden. Bei den Jungenbanden handelt es sich um »existenziell bedrohliche« Situationen (158), die die Jungen in ihrer Selbstbestätigung stärken, bei den Mädchenbanden dienen die Alltagsabenteuer eher dazu, sie in Selbstzweifel zu stürzen.

Der Band zeigt, wie wichtig eine Kooperation von Literaturwissenschaft und Literaturdidaktik wäre, deutet diese aber nur an. Literaturdidaktik, auch geschlechtersensibel, war seit PISA in der Regel zu stark empirisch bestimmt und arbeitete nicht wirklich an den Texten – deshalb ging es nur um das Werben um die Gunst der nichtlesenden Jungen und nicht darum, was die Texte vermitteln. Deshalb nahm man Texte, die aufgrund ihrer Trivialität ansonsten nie Eingang in den Deutschunterricht gefunden hätten, in Kauf, um angeblichen »Jungeninteressen« entgegenzukommen. Böhms genaue Analyse der Verknüpfung von antiken Mythen mit Mythen des Alltags (Barthes) in der aktuellen Jugendliteratur erlaubt eine Entlarvung der Naturalisierungsversuche (145). Die Suche nach dem »echten Jungen«, den man den Lesern vermitteln wollte, war damit immer auch verbunden mit einer Verfestigung »archaischer« und damit vermeintlich natürlicher Männlichkeitskonzepte. Gestandene FeministInnen schütteln den Kopf über die Wiederkehr von Diskussionen, die schon in den 1970er Jahren abgehandelt schienen. Auch die Kultur-, Musik- und Kunstwissenschaftlerin Sarah Dangendorf setzt sich mit der Rückkehr von Stereotypen in der Populärkultur auseinander. Sie stellt sich in ihrer Dissertation *Kleine Mädchen in High Heels* die Frage: Wie autonom handeln kleine Lolitas? Lassen sie sich von der Popkultur und der Ökonomie dazu drängen, sich schon in ihrer prä-adoleszenten Phase zu kleinen geschminkten

und gestylten Kindfrauen herauszuputzen? Oder verdeutlichen sie »das Prinzip der Eigenverantwortung, in einer Kultur, die das auch von Kindern schon erwartet?« (318) Also eigentlich: Sind sie Opfer des Systems oder aktive Teilhaberinnen an ihm? Anders als die Diskurse der Erwachsenen es erwarten lassen, antworteten 33 junge Mädchen zwischen neun und vierzehn Jahren in qualitativen Interviews mit einer durchdachten Identitätsbildung, die sie nicht als sexualisierte Opfer erscheinen lassen. Sexualität sei auch gar nicht ihr Ziel, diese projizierten nur die Erwachsenen auf sie – so Dangendorf –, sondern nur »Schönheit«, denn diese brauchten auch schon sie, um Anerkennung und Erfolg zu erzielen. Die Erwachsenen dagegen begegneten den »Kindfrauen« in einer pädagogischen Beschützerhaltung, indem sie betonten: »Kinder sollen Kinder sein« (72), und sich einem traditionellen Kindheitsbild anschließen, wie es mittlerweile gar nicht mehr gültig ist. Der offizielle Diskurs von Psychologie, Medizin, Erziehungswissenschaft oder Medien- und Kommunikationswissenschaft bestehe demnach weiter in einer Darstellung der Mädchen als Opfer, die krankmachender Manipulation ausgesetzt seien, vor allem aus dem Bereich Musikvideos, Mädchenwebseiten oder TV-Programmen. Dem entgegen steht eine inoffizielle, an kommerziellen Interessen orientierte Botschaft an die Mädchen, die Dangendorf am Beispiel der Ikonographie einer »Hannah-Montana«-Werbung und einer »Pepe-Jeans-Anzeige« ausführlich interpretiert: Mädchen sind verantwortlich für ihre Wirkung in der Öffentlichkeit. Dangendorfs Analyse besticht durch ihre Differenziertheit, verunsichert aber immer wieder, weil man befürchtet, sie idealisiere ihre Interviewpartnerinnen zu eigenverantwortlich »erwachsen« reflektierenden Akteurinnen, die sich ihre Verortung in einer zweigeschlechtlichen Welt selbst ausgewählt haben. Übersieht sie damit die feministische Kritik an einer fremdbestimmten Geschlechterkonstruktion? Dass dem nicht so ist, zeigt der Schluss ihrer Ausführungen. Denn hier wird deutlich, wie bitter der »aftermath of feminism« (Mc Robbie 2009) für diese jungen Mädchen ist: »Kulturelle Unterscheidung der beiden Geschlechter und die Zurschaustellung ihrer weiblichen Identität« seien »hochgradig relevant für

Mädchen« (316), selbst Mädchen auf der Schwelle zwischen Kindheit und Jugend müssten sich als »Unternehmer ihrer selbst« vermarkten, »Visibility« sei demnach nicht nur Pflicht für Frauen, die Erfolg suchen, sondern auch schon für Mädchen. Damit wollten sich diese Mädchen nicht gegen den offiziellen Diskurs der Gesellschaft wenden, keinen Aufstand gegen traditionelle Rollen von Kindern und Erwachsenen wagen, sondern ihr schönheitsfixiertes Handeln sei Teil einer Subjektivierung, die ihnen keinen anderen Ausweg lässt. Dieses bittere Résumé erklärt sich nach Dangendorf aus einer Veränderung der Generationengrenzen: Ein neues Eltern-Bild von Müttern als Freundinnen habe zur Konsequenz, dass auch die Kinder nicht mehr Kinder bleiben, sondern sich an eine für alle gültige soziale Ordnung anpassen müssen. Die Autorin nimmt die Kritik, ihre Ergebnisse seien nicht repräsentativ genug, vorweg: Das kann in der Tat auf die Auswahl der Interviewpartnerinnen aus dem Umfeld der Autorin bezogen werden, darauf, dass der Fragebogen zur Strukturierung der Interviews und eine ansatzweise quantifizierte Darstellung

der Resultate fehlen, aber auch auf die sehr singuläre Auswahl von Beispielen zu den unterschiedlichen Diskursen zum Thema im dritten Kapitel (hier werden einzelne Artikel aus »Eltern«-Zeitschriften einzelnen Werbungen oder einzelnen wissenschaftlichen Zugriffen gegenübergestellt). Dangendorfs Arbeit überzeugt aber gerade in ihrer persönlichen Herangehensweise, die Irritationen und Fehler im Forschungsablauf auch zum Thema macht, was angesichts der Unschärfe-Probleme eines diskursanalytischen Zugriffs verständlich ist. Beide Untersuchungen sind in der Fragestellung, wie mit rückwärtsgewandten Geschlechterklichses umzugehen ist, spannend: Anders als die Ideologiekritik der 1970er Jahre werden LeserInnen nicht nur als manipulierte Opfer von Trivialität wahrgenommen, sondern als aktive Individuen, die diese einfordern. Es ist nicht eine ominöse ›Gesellschaft‹, ›der Kapitalismus‹ oder ›das Patriarchat‹ allein verantwortlich, sondern, wie Böhm selbst feststellt: »Angebot und Nachfrage bedingen sich gegenseitig.« (33)

ANNETTE KLIEWER